

zu machen. Denn erst, wenn wirklich gelesen wird, wenn der Kreis der Lesenden den der Übersetzer deutlich überschreitet, kann von einer Rezeption gesprochen werden. Weiter stellt sich die Frage, für wen der Autor seine Rezeptionsgeschichte eigentlich geschrieben haben mag? Erinnern wir uns: Die frappierendste Aussage des Buches ist, dass es zu einer regen Rezeption ausschließlich in Krisenzeiten gekommen sei. Eine „normale“ Rezeption in einer – wenn man so will – stabilen politischen Landschaft führt also genau dorthin, wo sich die Rezeption der estnischen Literatur augenblicklich zu befinden scheint, nämlich im Niedergang. Zwar finden sich genügend estnische Bücher, die eine Übersetzung ins Deutsche verdienen würden, auch gibt es hoch qualifizierte Übersetzer, doch fehlt es an Rezipienten und an den institutionalisierten Mittlern der Übersetzungen, wie den großen Verlagen und ihren Mitarbeitern, die sich bereitwillig der estnischen Literatur annehmen würden. Wenn also heute lediglich von einer geringen Rezeption gesprochen werden muss, wer sind dann die potentiellen Leser der Rezeptionsgeschichte? Es könnten estnische sowie deutsche Literaturwissenschaftler sein, die sich diesem peripheren Gebiet im Rahmen ihrer Forschung zuwenden.

Doch bleibt die Hoffnung, dass die Monografie mit ihren Abbildungen und Zitaten den einen oder anderen Neuleser für die estnische Literatur zu gewinnen vermag, von Estland-Begeisterten das ein oder andere Buch gekauft oder verschenkt und auf diese Weise möglich wird, was bisher unmöglich war, nämlich das Interesse an der Literatur Estlands vom politischen Geschehen abzukoppeln. Folgt man dieser Logik, wird Rezeption, wird das Lesen zu einem gesellschaftspolitischen Akt, der die gängigen Regeln außer Kraft setzt. Damit das Lesen diese Kraft entfalten kann, braucht es freilich die entsprechenden Texte, die zu berühren vermögen und dem Leser Wichtiges, Spezifisches wie Allgemeinmenschliches aus einem anderen Lebensumfeld zu sagen haben.

Und daran knüpft sich die zentrale Kritik an der Monografie: Das Fehlen einer qualitativen Bewertung der literarischen Texte, so schwierig sie auch zu bewerkstelligen ist. Einer Rezeptionsgeschichte, die als Leseaufforderung verstanden werden will, hätte der Verweis auf die Qualität einiger weniger Texte und die Konzentration auf dieselben gut getan.

Ulrike Plath, Tallinn

Heinrich Detering, Torsten Hoffmann u.a. (Hrsg.): Nationalepen zwischen Fakten und Fiktionen. Beiträge zum komparatistischen Symposium 6.–8. Mai 2010 Tartu, Tartu: University Press 2011, 321 S.

In dem Maße, in dem die einst selbstverständlichen Gewissheiten nationaler Selbst- und Weltansichten sich im Zuge von Migration, Globalisierung und veränderten politischen sowie gesellschaftlichen Herausforderungen aufzulösen beginnen, werden die einstigen nationalen Programmatiken durch die Wissenschaft einer neuen, in der Regel dekonstruktiven Lektüre unterzogen. Die allgemein gewordene Einsicht, dass Nationen nur „vorgestellte Gemeinschaften“ (Benedict Anderson) sind, richtet das Interesse dabei besonders auf die Generatoren dieser Gemeinschafts-Vorstellungen – und das waren in erster Linie einst weit verbreitete poetische Texte, die den Menschen Vorstellungsbilder jenes nationalen Ganzen vermittelten, von dem sie selbst ein Teil sein wollten. Nationalismusforschung wird dadurch zu einem neuen Schwerpunktthema ausgerechnet der Literaturwissenschaften, die in der Ver-

gangenheit als Nationalphilologien an der Konstruktion nationaler Selbstbilder entscheidend mitgewirkt hatten – sie arbeiten nun ihre eigene Vor- und Begründungsgeschichte auf.

In diese europaweit zu beobachtende – und auch in der Zeitschrift *Nordost-Archiv* bereits mit einer Schwerpunkt-Ausgabe vertretenen¹ – Tendenz passt sich der hier zu besprechende gewichtige Band ein. Er widmet sich systematisch einer spezifischen Form nationalpoetischer Texte, den so genannten „Nationalepen“, die aufgrund einer entsprechenden Formulierung Herders im Zuge der nationalen Bewegungen als Zeugnis der kulturellen Vollwertigkeit einer Nation galten: Eine „vorgestellte Gemeinschaft“, die vor sich und den anderen „vorgestellten Gemeinschaften“ als gleichwertige Nation akzeptiert sein wollte, musste über ein Nationalepos verfügen, das als im „Volk“ durch anonyme Überlieferung entstandener, kollektiver Ausdruck des nationalen „Wesens“ gelten konnte. Das „Poetische“ oder auch von jeder Wirklichkeit abweichende Ver-Rückte an diesem Konzept, das wird in vielen der Beiträge, aber auch in der zusammenfassenden Einleitung der Herausgeber und im eröffnenden Haupt- und Großbeitrag von Thomas Taterka überdeutlich, bestand darin, genau betrachtet, keine einzige nachantike europäische Nation über ein solches, in ferne Geschichtstiefen, in ein „Ursprüngliches“ hinab- und zurückreichendes Nationalepos verfügte. Die antiken Vorbilder, auf die man sich mit dieser Forderung gerne berief, waren zudem entweder nie als Nationalepen gedacht (*Ilias* und *Odyssee*) oder entworfen und geschrieben zur Verherrlichung eines Herrschaftsgefüges, des *Imperium Romanum* und des Prinzipats des „erhabenen“ („augustus“) Octavian (Vergils „*Aeneis*“), die wirklich nicht als „national“ bezeichnet werden können. Außerhalb der Theorie gab es so gar keine Nationalepen. Dies aber trübte den gemeinsamen Willen der miteinander konkurrierenden europäischen Nationen zu einem jeweils eigenen Nationalepos nicht.

Die logische Folge waren nachträgliche Versuche, irgendwie doch noch zu einem solchen Nationalepos zu kommen – sei es durch Kumulation älterer Texte, die als „Fragmente“ eines verlorenen und nun nur wieder herzustellenden Nationalepos betrachtet wurden, sei es durch abenteuerliche Interpretation (so wurde das *Nibelungenlied* zur „deutschen *Ilias*“), sei es durch direkte Fälschung. Die Beiträge des Bandes widmen sich vor diesem Hintergrund verschiedenen Versuchen, ein Nationalepos für die jeweilige „vorgestellte Gemeinschaft“ zu erlangen und zu etablieren. Sie betrachten diese teils unter den Bedingungen der Entstehungszeit der einzelnen Texte, teils hinsichtlich späterer Rezeptionszeugnisse, die zeigen, wie diese Nationaltexte in die jeweilige „vorgestellte Gemeinschaft“ eingesickert sind und das kollektive Vorstellungsvermögen beschäftigten. Einzelne Momente solcher Texte konnten z.B. auf eine angeblich gemeinte Referenz-Landschaft abgebildet werden, die dann durch Denkmäler überschrieben und oft sogar in ihrer konkreten Gestalt nach und nach dem jeweiligen Text angeglichen wurden wie die Hohle Gasse bei Küsnacht am Rigi in der Schweiz Schillers *Wilhelm Tell* (so Silke Pasewalck, S. 141); die Adaption nationalepischer Vorstellungen konnte aber auch zu Versuchen führen, die Epen im Sinne jeweils einzelner innergesellschaftlicher (und häufig wiederum ihrerseits vorgestellter) Sub-Kollektive umzudeuten (etwa aus weiblicher Perspektive wie Esbjörn Nyström am Beispiel von Selma Lagerlöf zeigt), was wiederum offenbart, wie inkohärent die „vorgestellten Gemeinschaften“ tatsächlich waren.

1 Jürgen Joachimsthaler, Hans-Christian Trepte (Hrsg.): *National-Texturen. National-Dichtung als literarisches Konzept in Nordosteuropa*, *Nordost-Archiv* XVI (2007).

Die Herausgeber haben die durchweg überzeugenden Beiträge nicht einfach chronologisch nach Entstehungszeit der entsprechenden Nationalepen angeordnet, sondern so, dass der Leser, der den Band von Anfang bis Ende liest, quasi assoziativ am Faden miteinander korrespondierender Problem- und Motivkomplexe durch die nationalepischen Textwelten und ihre Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen hindurchgeführt wird. Der Eindruck der dichten Vernetzung dieser Textwelten miteinander wird noch dadurch erhöht, dass die Herausgeber in einzelne Beiträge immer wieder Hinweise auf andere Beiträge eingebaut haben, wenn über den Band verstreute einzelne Stellen einander ergänzen. Über Länder- und Epochengrenzen hinweg wird der Leser dadurch in sich überlagernde Problembereiche so eingeführt, dass er gewissermaßen von Verdichtungspunkt zu Verdichtungspunkt weiterlesen und -„reisen“ kann.

Es ist hier leider nicht möglich, auf alle Beiträge in der ihnen eigentlich gebührenden Genauigkeit einzugehen, ich kann hier nur herausgreifen, was zur besonderen Prägnanz des Bandes beiträgt: An erster Stelle hervorzuheben ist der Beitrag von Thomas Taterka „Die Nation erzählt sich selbst. Zum europäischen Nationalepos des 19. Jahrhunderts“, der das Konzept der Nationalepik zu seinen philologischen Wurzeln zurückverfolgt. Es waren ja durchweg Gelehrte, die diese Epen produzierten und sie – wie die Brüder Grimm – programmatisch begründeten. Taterkas analytisch feine Darstellung führt mit durchaus humoristischem Sinn für die Paradoxien und Widersinnigkeiten nationaler Konstruktionen zu der Frage, welchen Zweck diese Nationalepen eigentlich weiter haben sollten, als den, vorhanden und Epos, Nationalepos eben, zu sein. Seine Antwort ist ernüchternd und befreiend – und hat als „Taterkas Gesetz“ erkennbar die gesamte Tagung geprägt; in der pointierenden Zusammenfassung der Herausgeber liest dieses „Gesetz“ sich so: Nationalepen „sind vor allem dazu da, da zu sein.“ (S. 13) Sie werden nicht unbedingt gelesen – das zeigen etliche der weiteren Beiträge deutlich –, aber dringend benötigt als ein Zeichen nationaler Größe, die man durch ihre bloße Existenz beweisen kann. Schön gemachte Luxusausgaben stehen in den Bücherschränken, Namen und zentrale Motive aus ihnen sind im kulturellen Diskurs weit verbreitet – und umso beliebiger und vielfältiger verwendbar, je weniger der freie Umgang mit ihnen durch Textkenntnis beeinträchtigt wird.

Hans Graubner stellt im Anschluss an Taterka Herders Epenkonzept vor, ehe Barbara Schaff sich den von James McPherson publizierten (angeblichen) Gesängen von Ossian zuwendet und damit jenem Text, der eine europaweite Mode auslöste, ohne die die in diesem Band behandelten weiteren Texte womöglich nie entstanden wären. Auch Herder war begeistert davon und hätte ohne diese Inspiration womöglich seine gesamte Volks- und Epenkonzeption niemals so entwickelt, wie sie dann wirkungsmächtig wurde.

Mit den beiden folgenden Texten erweitern Heinrich Detering und Silke Pasewalck den Bereich dessen, was als „Nationalepik“ verstanden werden kann, indem sie Texte behandeln, die zwar keine Epen sind, in der Rezeption aber genau so gehandhabt und genutzt werden, wie dies von erfolgreichen Nationalepen zu erwarten wäre. Detering macht dies am Beispiel der Märchen der Brüder Grimm deutlich, die durch ihre Entstehung und Überformung zu „Volksmärchen“ in vielen Punkten durchaus dem entsprechen, was die Grimms sich unter Nationalepen vorstellten. Nicht umsonst ließen schon die Grimms sich dazu verführen, ihre Märchensammlung und die Angaben über deren Herkunft in einer Weise zu stilisieren, die einer Verfälschung gleichkommt. Pasewalck geht in der Öffnung des Epenbegriffs noch einen Schritt weiter, wenn sie die Rezeption von Schillers Drama „Wilhelm Tell“ in

der Schweiz betrachtet. Das Stück wurde – im Prinzip sogar gegen dessen Autor – an die Stelle eines zentralen Textes der Schweizer Nationalkonstruktion gerückt und geriet so in die absurde Situation, als Drama die Funktion eines Nationalepos erfüllen zu müssen.

Die beiden folgenden Texte von Karin Hoff und Esbjörn Nyström behandeln skandinavische Beispiele, die Isländersagas und die Frithiofssaga, letztere vor allem durch die Brille ihrer Rezeption durch Selma Lagerlöf; Zuzana Stolz-Hladká widmet sich tschechischen Identitätskonstruktionen, genauer: den Auswirkungen der berühmten Handschriftenfälschungen von 1817/18 auf die unter nationalen Vorzeichen neu sich aufstellende tschechische nationale Literatur und insbesondere auf Božena Němcová's „Babička“. Christian Niedling setzt dann Elias Lönnrots finnische „Kalevala“ und das Nibelungenlied bzw. deren Rezeption als Nationalepen vergleichend nebeneinander, ehe Torsten Hoffmann sich Heiner Müllers an den Nibelungen vollzogener Mythendekonstruktion in den „Germania“-Dramen zuwendet. Die letzten drei Beiträge widmen sich dem estnischen „Kalevipoeg“, seinem Autor Kreutzwald und seiner Rezeption bis in die Gegenwart herein.

Allein die bloße Aufzählung zeigt schon, dass der Band ein weites Panorama bietet und eine in dieser Form bisher seltene Zusammenschau vieler Nationalepen und ihrer Entstehungsbedingungen ermöglicht. Er überzeugt durch die vielen Bezüge und Analogien, die er sichtbar macht.

Kein Sammelband kann alles erhalten und es wäre ein müßiges Spiel, aufzuzählen, was sonst noch vorkommen könnte an Nationalepen. Wenn ich dennoch kurz über die Grenzen dieses Bandes hinausdenke, so ist dies nicht als Kritik zu verstehen, sondern als Zeugnis der Anregungen, die er gibt, und der Horizonte, die er eröffnet, aber auch der Fragen, an die sich heranwagen muss, wer nach diesem Band noch weiter an der Thematik „Nationalepen“ arbeiten will: Nimmt man in diesem Band nicht mit herangezogene Texte wie Andrejs Pumpurs' „Lāčplēsis“, Kristijonas Donelaitis' „Metai“ oder Adam Mickiewiczs mit dem Anruf Litauens beginnenden „Pan Tadeusz“ mit in den Blick, so fällt auf, dass offensichtlich der finnisch-baltische Raum (incl. Litauens) besonders produktiv gewesen zu sein scheint in der Produktion von Nationalepen. Bei Finnen, Esten und Letten lässt sich dies aufgrund ihrer Situation als erst spät „erwachende“ Nationen leicht erklären. Donelaitis und Mickiewicz aber stehen für „andere“ Nationalepen, die auch Taterkas Gesetz zumindest partiell widersprechen: Sie behaupten nicht uralte zu sein, bewegen sich inhaltlich auf Höhe der sozialen bzw. politischen Probleme ihrer Zeit, interessieren ihre Leser deshalb tatsächlich inhaltlich und wurden zu Nationalepen nur dadurch. Wenn auch nicht unbedingt explizit als „Nationalepen“ geschrieben, waren sie doch so verfasst, dass sie problemlos als solche rezipiert werden können und von sich aus solcher Rezeption eigentlich weit weniger Widerstand entgegensetzen als die brüchigen, mit viel Aufwand zurechtgebogenen Überlieferungsreste, um die James MacPherson und Elias Lönnrot und all die Konstrukteure der in diesem Band behandelten Nationalepen mühsam ihre Epen konstruierten. Nimmt man schließlich noch Johann Wolfgang von Goethes „Hermann und Dorothea“ (und dessen Rezeption) hinzu, zeigt sich, dass das Bedürfnis nach nationalen Epen nicht nur Fälschungen angeblich uralter Texte hervorbrachte, sondern auch Werke hervorbringen konnte, die in traditioneller Form aktuelle Probleme behandelten. Wie aber diese beiden Arten von Nationalepen, hier Goethe, Donelaitis und Mickiewicz, dort Lönnrot, Kreutzwald und Pumpurs, zusammenpassen mögen – das ist eine Frage, die dieser

Band zwar nicht stellt, die ohne ihn aber auch nicht stellbar wäre. Er erst öffnet die Augen dafür. Für weitere Forschungen in dieser Richtung ist er ebenso anregend wie unverzichtbar.

Jürgen Joachimsthaler, Marburg

Gunnar Prause, Urve Venesaar (Hrsg.): University-Business Cooperation Tallinn 2011, Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2011, 276 S.

Universitäten und Fachhochschulen bzw. Colleges mit einem wirtschaftswissenschaftlichen Schwerpunkt nehmen im akademischen Wettbewerb um Studierende und Fördermittel *per definitionem* eine gewisse Sonderstellung ein: Marktliche und quasi-marktliche hochschulische Steuerungen basieren auf ökonomischen Leitideen und Ansätzen, die einen Kern der Forschung und Lehre dieser Hochschulen darstellen und mit denen sie entsprechend vertraut sind. Gleichzeitig ist der Wettbewerb hier womöglich besonders stark, da die Ergebnisse von Lehre und (anwendungsbezogener) Forschung vergleichsweise objektiv ökonomisch bewertet werden können. Die akademische Wettbewerbssituation ist wiederum in den baltischen Staaten aufgrund der überaus heterogenen Hochschullandschaft, der demografischen Entwicklung (Rückgang der Studierendenzahlen) und dem großen Anteil privater Studienfinanzierungen besonders ausgeprägt. Vor diesem Hintergrund ist es ausgesprochen rational, dass die „Tallinn School of Economics and Business Administration“ (TSEBA) der Technischen Universität Tallinn im Februar 2011 ein „University-Business Forum“ organisierte und die Tagungsbeiträge in einem Sammelband veröffentlichte. Über die Diskussion und Publikation entsprechender Aktivitäten und Projekte – seien es Unternehmensausgründungen, Auftragsforschungen für Firmen oder die Förderung des „Unternehmergeistes“ in der Lehre – ist es der Hochschule schließlich möglich, potentiellen Studierenden und unternehmerischen Kooperationspartnern die eigenen Wettbewerbsvorteile zu verdeutlichen. Ziel von Tagung und Publikation ist es dabei, einen regionalen Schwerpunkt auf den Ostseeraum und hier insbesondere die baltischen Staaten zu setzen. Die Tagungskooperation mit der Hochschule Wismar und die finanzielle Förderung durch das Baltisch-Deutsche Hochschulkontor verdeutlichen in organisatorischer Hinsicht diesen räumlichen Fokus.

Der Tagungsband gliedert sich in drei Teile: Während der Name des ersten Teils – „University-Business Cooperation“ – identisch ist mit dem Titel der gesamten Publikation, widmet sich Teil II eher der unternehmerischen Lehre („Entrepreneurial Education“), bevor in Teil III verschiedene allgemein wirtschaftswissenschaftliche Forschungsarbeiten zusammengefasst werden („Business Research“). Die insgesamt 16 Beiträge sind somit inhaltlich ausgesprochen heterogen. Leider unternimmt die sehr knappe Einleitung der beiden Herausgeber, Gunnar Prause (Wismar/Tallinn) und Urve Venesaar (Tallinn), keinen Versuch, die drei Teile und deren Beiträge zueinander in Beziehung zu setzen und den konzeptionellen Rahmen des Tagungsbandes so systematisch abzustecken.

„University-Business Cooperation“ (UBC), Kooperationen zwischen Hochschulen und Unternehmen, werden im ersten Teil anhand verschiedener Fallbeispiele dargestellt, in die die Autoren der jeweiligen Beiträge meist direkt oder indirekt involviert waren. Ausgangspunkt ist dabei vielfach die Annahme, solche Kooperationen seien eine Aufgabe von Hochschulen, die in ihrer Relevanz gleichberechtigt neben Forschung und Lehre anzusehen sei.